

Der „Tag von Potsdam“ und die Kirchen im Jahr 1933

Wir wissen heute recht gut, dass die Kirchen während der so genannten Machtergreifung des Jahres 1933 keine rühmliche Rolle spielten. Das gilt für beide große Konfessionen: für die katholische Kirche, der ein Drittel aller Deutschen angehörte, und mehr noch für die Protestanten, die etwa zwei Drittel der Deutschen repräsentierten. Der „Tag von Potsdam“ am 21. März 1933 kann als bedeutendes Symbolereignis auf dem Weg in die braune Diktatur gelten. Ich möchte im Folgenden der Frage nachgehen, wie sich die Kirchen während jener ereignisreichen Tage im März verhielten und welche Rolle sie im ersten Halbjahr 1933 spielten, als die entscheidenden politischen Weichenstellungen für die Etablierung der Hitler-Diktatur erfolgten. Aus nahe liegenden Gründen beschränke ich mich auf Personen und Aktionen der evangelischen Kirche, denn Berlin und Potsdam, Brandenburg und Preußen waren ganz und gar protestantisch geprägte Regionen.¹

Unmittelbar nach dem Reichstagsbrand (27. Februar) äußerte Hitler den Wunsch, für die feierliche Eröffnung des am 5. März neu zu wählenden Reichstags nach Potsdam zu gehen. Den Reichstag, so hieß es jetzt in der NS-Propaganda, hätten „die Kommunisten“ angezündet, hinter ihnen stünde das

¹ Vgl. generell zum „Tag von Potsdam“: Klaus Scheel, Der Tag von Potsdam, Berlin 1996; Hartmut Ludwig, Der „Tag von Potsdam“ und die Konsequenzen für Christen- und Bürgergemeinde, in: Landtag Brandenburg (Hg.), Tag von Potsdam. Bildungsforum und Schülerprojekt, Heft 2, Potsdam 2003, S. 43-58; Martin Sabrow, Mythos – Zankapfel – Erinnerungsort. Die Potsdamer Garnisonkirche in der deutschen Erinnerungskultur, in: Potsdamer Spitze. Mitteilungen, Potsdam 2012 (Beilage).

„rote Berlin“, das Ganze sei ein verbrecherisches Fanal zum bolschewistischen Aufstand. Die neue „nationale Regierung“ – sie war noch gar nicht gewählt - würde zum feierlichen Auftakt nach Potsdam gehen und sich damit in die ruhmreiche Tradition der großen Preußenkönige des 18. Jahrhunderts stellen. Die Wahlen vom 5. März erbrachten für die NSDAP 43,9 Prozent der Stimmen. Zusammen mit Alfred Hugenberg's deutschnationaler Wahlliste „Kampffront Schwarz-Weiß-Rot“ konnte die neue, nationale Koalitionsregierung eine Mehrheit von 52,9 Prozent der Wählerstimmen auf sich vereinen. Die ersten Märztagungen waren von hektischen Beratungen zwischen Regierung, Innenministerium, der Stadt Potsdam und kirchlichen Stellen über geeignete Örtlichkeiten und die Konditionen der Potsdamer Zeremonie bestimmt. Sehr bald einigte man sich auf die Garnisonkirche als Schauplatz des feierlichen Staatsakts. Zuvor sollten Eröffnungsgottesdienste stattfinden, für die evangelischen Abgeordneten in der Nikolaikirche, für die katholischen Abgeordneten in der Kirche St. Peter und Paul. Der Gemeindegemeinderat der Garnisonkirche begrüßte am 6. März das Vorhaben „auf das wärmste“ und stellte die Kirche gern zur Verfügung. Von parlamentarischen Verhandlungen in der Kirche sollte Abstand genommen werden. Für den Fall einer längeren Inanspruchnahme der Kirche wünschte der GKR einen Ersatz für die entfallenden Gebühren für die Gruft- und Kirchenbesichtigung.² Auch in der preußischen Kirchenleitung – vertreten durch Präsident Hermann Kapler und

² Vgl. Protokollbuch des Gemeindegemeinderats der Garnisonkirche (Zivilgemeinde), in: Domstiftsarchiv Brandenburg (Havel), Po – G 283/100 (Ich danke Matthias Grünzig für diesen Hinweis!).

Vize-Präsident Georg Burghart – war die Bereitschaft groß, man wünschte allerdings keine politischen Beratungen in der Kirche. Als am 8. März Hitler, Göring und Innenminister Frick zusammen mit den kirchlichen Spitzenvertretern Kapler und Burghart in Potsdam eine Ortsbesichtigung vornahmen, waren die Grundlinien der Zeremonie und das symbolträchtige Datum 21. März beschlossene Sache. Nicht zuletzt sollte damit an den 21. März 1871 erinnert werden, als die Eröffnungsfeier zum ersten Deutschen Reichstag des kurz zuvor gegründeten Kaiserreichs im Berliner Schloss stattfand. Jetzt, am 13. März 1933, ernannte Hitler Joseph Goebbels zum „Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda“ und übertrug ihm die weitere Ausgestaltung des Festtags. Goebbels stürzte sich mit Eifer auf die Vorbereitung und vollbrachte, nach den Worten des Kirchenhistorikers Klaus Scholder, binnen Wochenfrist ein „Meisterstück der Propagandaregie“.³

Auf kirchlicher Seite fiel Otto Dibelius eine Schlüsselrolle zu. Als Generalsuperintendent der Kurmark war er der oberste evangelische Geistliche der Region. Bis zur Abdankung der Hohenzollern im November 1918 glühender Monarchist, gehörte er als jüngerer Kirchenführer mit zu den ersten Protestanten, die sich auf die neuen Gegebenheiten der demokratischen Republik und der eingeleiteten Trennung von Kirche und Staat umstellten. Republikaner und entschiedener Demokrat war er nicht. Politisch gehörte der konservative Theologe der DNVP an. Was ihm und sicher auch den meisten

³ Vgl. zu diesen Vorgängen Ludwig, „Tag von Potsdam“; Klaus Scholder, Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. 1: Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1916-1934, Ffm./Berlin 1977, S. 277-299;

seiner Kollegen im Führungskreis der Preußenkirche vorschwebte, war eine Überwindung der ungeliebten „Gottlosenrepublik“ von Weimar und die Etablierung eines autoritär regierenden „christlichen Staates“. Verlautbarungen von Dibelius und Kollegen aus der preußischen Kirchenführung während der ersten Monate der Hitlerregierung lassen sich dahingehend zusammenfassen: herzliche Freude über die politische Wende des „nationalen Aufbruchs“, Betonung der Unabhängigkeit der Kirche auch im neuen Staat, Sorge angesichts einer Politisierung von unten in der Kirche durch die NS-nahen Deutschen Christen. Am 10. März beauftragte der Gemeindegemeinderat der Nikolai-Gemeinde Dibelius, die Predigt zum Eröffnungsgottesdienst zu halten. Damit fiel ihm das entscheidende kirchliche Predigtwort in dieser historischen Stunde zu. Während der folgenden Tage erreichten ihn dringliche Bitten sowohl vom politisch liberalen Theodor Heuss wie von dem reformierten Schweizer Theologen Karl Barth, mit seiner Predigt ein mahnendes Gewissen zu sein an jenem Jubeltag und in seiner Ansprache auch diejenigen zu berücksichtigen, die inzwischen „mundtot“ (Barth) gemacht seien.⁴

Es war herrliches Frühlingswetter, das diesen „Tag von Potsdam“ beherrschte, Kaiserwetter mit Hindenburg als Ersatzkaiser. Die Behörden hatten dienstfrei verordnet, die Schulen gaben schulfrei. Goebbels publizierte im „Völkischen Beobachter“ einen Aufruf zur „Wiedergeburt der deutschen Nation“, der Rundfunk übertrug den ganzen Tag über Festliches, Heroisches, Erhebendes.

⁴ Vgl. Ludwig, „Tag von Potsdam“;

Die Potsdamer Häuser und Straßen hatten Fahنشmuck angelegt, wobei gerade hier in der preußischen Residenz und Militärstadt die alte Reichsflagge Schwarz-Weiß-Rot kaum hinter der Hakenkreuzfahne zurückstand. Hauptfigur der Festzeremonie war nicht Hitler, sondern der 85jährige Reichspräsident Paul von Hindenburg. Wie kein anderer verkörperte der greise „Held Hindenburg“ aus ruhmreichen Weltkriegszeiten, der in seiner Feldmarschalluniform erschien, die mit diesem Tag beabsichtigte „Vermählung“ oder „Versöhnung“ zwischen preußisch-deutscher Heldentradition und der zur Macht drängenden, jungen, dynamischen Hitlerbewegung. Festpostkarten montierten die programmatische Ahnengalerie: Friedrich der Große, Bismarck, Hindenburg, Hitler.

Den Auftakt machten vormittags Festgottesdienste der beiden Konfessionen. In der Nikolaikirche hatten sich die evangelischen Reichstagsabgeordneten und andere protestantische Prominenz versammelt. Die Anwesenheit des kirchlich-frommen Reichspräsidenten verlieh diesem Ereignis besonderen Glanz. Zugleich war dies die große Stunde von Generalsuperintendent Dibelius, der als Predigtmotiv eine Textstelle aus dem Römerbrief ausgewählt hatte: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ (Rö. 8, 31). Das war genau jener Text, über den Hofprediger Ernst von Dryander am 4. August 1914 anlässlich der kriegsentscheidenden Reichstagssitzung gepredigt hatte. Gewiss war Dibelius' Textwahl eine Referenz an die hochpatriotische „Gott ist mit uns“ - Stimmung des August 1914. Und gewiss glaubten Dibelius und mit ihm Hindenburg und die vielen Kirchlich-Frommen auf der nationalen Rechten, dass auch jetzt Gott

ihr großer Alliierter im „nationalen Aufbruch“ von 1933 sei, als sie im Bündnis mit Hitler die ungeliebte Weimarer „Gottlosenrepublik“ liquidierten.

Wenngleich sich aus Dibelius' Predigt auch einige kritische Untertöne gegenüber manchen NS-Weltanschauungszielen und der nicht zu übersehenden Gewaltpraxis herauslesen lassen, so erlag er doch im großen Ganzen der euphorischen Aufbruchstimmung im politischen Lager der nationalen Rechten. Unter Verweis auf die neulutherische Zwei-Reiche-Lehre legitimierte er NS-Gewaltexzesse: „Ein neuer Anfang staatlicher Geschichte steht immer irgendwie im Zeichen der Gewalt. (...) Wir haben von Dr. Martin Luther gelernt, dass die Kirche der rechtmäßigen staatlichen Gewalt nicht in den Arm fallen darf, wenn sie tut, wozu sie berufen ist. Auch dann nicht, wenn sie hart und rücksichtslos schaltet.“⁵ Während manche Nationalsozialisten ihn angeblich feindlich angesehen hätten - so wollte sich Dibelius nach 1945 dieser Szene erinnern - habe ihm Hermann Göring nach der Predigt die Hand geschüttelt und bekannt: „Das war die beste Predigt, die ich in meinem Leben gehört habe!“⁶

Unter dem Glockengeläute sämtlicher Kirchen Potsdams zogen nach Beendigung der Gottesdienste, in feierlichem Zug und bejubelt von einem dichten Spalier von Menschenmassen, Reichspräsident Hindenburg, Reichskanzler Hitler, Minister der nationalen Koalition, Reichstagsabgeordnete und andere Prominenz zur Garnisonkirche, dem eigentlichen Hauptschauplatz des symbolpolitischen Großereignisses. In dieser aus der Barockzeit

⁵ Predigt Dibelius: hier zit. n. Ludwig, „Tag von Potsdam“, S. 49.

⁶ Otto Dibelius, Ein Christ ist immer im Dienst, Stuttgart 1961, S. 172 f.

stammenden Hauptkirche der Hohenzollern und der Potsdamer Garnison, in einer Gruft hinter dem Altar, ruhten die beiden großen Preußenkönige des 18. Jahrhunderts – Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn Friedrich II. – deren Wirken maßgeblich mit dem Aufstieg Preußens zu einer europäischen Großmacht verbunden war. Zweifellos war diese Kirche ein herausragender Erinnerungsort preußisch-deutscher Geschichte, eine geheiligte Wallfahrtsstätte preußisch-deutscher Traditionspflege schlechthin. Der Staatsakt begann mit dem Choral „Nun lob’ , mein Seel’ , den Herren“. Nach einer kurzen Ansprache Hindenburgs gab Hitler eine Art Regierungserklärung. Seine Rede fiel auffallend moderat aus, die Zielsetzungen der Regierung waren in Watte gepackt, er sprach für die nationale Koalition insgesamt, deren Kabinett zu diesem Zeitpunkt mehrheitlich noch nicht aus Nationalsozialisten bestand.

Grundtenor der Rede war der angeblich seit 2000 Jahren nach Blütezeiten immer wieder erfolgte Niedergang und Verfall der Deutschen durch Uneinigkeit, Zwiespalt, Tatenlosigkeit, Schwäche. Hitler dankte dem Reichspräsidenten für seinen Entschluss vom 30. Januar, das „junge Deutschland“ mit der Führung zu betrauen. Was nun stattfände, sei „die Vermählung... zwischen den Symbolen der alten Größe und der jungen Kraft“. Von den Parteien der Volksvertretung verlangte er, dass sie sich nach fünfzehnjähriger Not „über die Beengtheit eines doktrinären, parteimäßigen Denkens“ erheben mögen. Es sei hier angemerkt, dass die über 90 sozialdemokratischen Abgeordneten dem Potsdamer Schauspiel fernblieben,

während die 81 kommunistischen Volksvertreter bereits für vogelfrei erklärt waren und sich teils in „Schutzhaft“ oder aber auf der Flucht befanden. Nach einer Aufzählung sehr allgemein gehaltener Regierungsziele (Einheit des Geistes und des Willens, ewige Fundamente unseres Volkstums wahren, Traditionen des Volkes pflegen, alle Gutwilligen neu zusammenfügen etc.) wandte sich Hitler abschließend an Hindenburg: „Wir erheben uns vor Ihnen, Herr Generalfeldmarschall. (...) Sie erlebten einst des Reiches Werden, sahen vor sich noch des großen Kanzlers Werk, den wunderbaren Aufstieg unsers Volkes und haben uns endlich geführt in der großen Zeit, die das Schicksal uns selbst miterleben und mit durchkämpfen ließ. Heute, Herr Generalfeldmarschall, lässt Sie die Vorsehung Schirmherr sein über die neue Erhebung unseres Volkes. Dieses Ihr wundersames Leben ist für uns alle ein Symbol der unzerstörbaren Lebenskraft der deutschen Nation. So dankt Ihnen heute des deutschen Volkes Jugend, und wir alle mit, die wir Ihre Zustimmung zum Werk der deutschen Erhebung als Segnung empfinden.“⁷ Während dieser Dankesworte an Hindenburg hatte sich die Versammlung erhoben. Otto Dibelius hat als Augenzeuge diese Szene wenig später im Evangelischen Sonntagsblatt geschildert. Würdig, ernst und eindrucksvoll seien Hitlers Worte gewesen: „Zum Schluss der Rede die Kundgebung an den Reichspräsidenten. Alles erhebt sich. Als das letzte Wort gesprochen ist, tritt Hitler von dem Pult zurück. Der Reichspräsident tut einen Schritt nach vorn und streckt ihm die Hand entgegen.

⁷ Adolf Hitler, Rede bei der Eröffnung des neu einberufenen Reichstags, 21. März 1933, in: Verhandlungen des Reichstags. VIII. Wahlperiode 1933, Bd. 457, Berlin 1934, S. 6-10.

Hitler ergreift sie und beugt sich tief, wie zum Kuss, über die Hand des greisen Feldmarschalls. Es ist eine Huldigung in Dank und Liebe, die jeden ergriffen hat, der sie mit ansah.“⁸

Anschließend legte Hindenburg Kränze an den Särgen der preußischen Könige in der Gruft nieder. Zum Abschluss der Zeremonie ertönte Orgelmusik. Vor der Garnisonkirche kam es erneut zum Händedruck zwischen dem Feldmarschall und dem einstigen Weltkriegsgefreiten und Reichskanzler Hitler, eine symbolisch hoch aufgeladene Szene, die vielfach fotografiert um die Welt ging und zum Inbegriff dieses Tages geworden ist. Zum „Tag von Potsdam“ gehörte schließlich die Militärparade: Reichswehreinheiten, Stahlhelm, SA-Verbände, zuletzt frühlingsbeschwingte Hitlerjungen und BdM-Mädchen zogen an Hindenburg und Hitler vorüber. Der Festtag klang aus mit Fackelzügen, Jubelkonzerten, Freudenfeuern. Am Abend dieses Tages und während der Folgetage konnten eigentlich alle Hauptakteure dieses Staatsschauspiels für sich eine befriedigende Bilanz ziehen. Hitler und Goebbels konnten für sich resümieren: wir haben uns höchst effektiv mit den alten nationalen Traditionseliten versöhnt und sie eingebunden in unsere politische Revolution; der altpreußisch-deutschnationale Flügel der Rechtskoalition konnte sich in der Illusion wiegen: wir haben ihn (Hitler) doch recht erfolgreich gezähmt und ‚eingerahmt‘, damit bleiben wir weiterhin im Spiel. Und auch die Kirchen konnten sich erfreut sagen: Wir sind wieder gefragt! Und welch’ bedeutende

⁸ Otto Dibelius, Wochenschau, in: Berliner Evangelisches Sonntagsblatt, 2.4.1933.

staatstragende Rolle durften wir an diesem politisch so symbolträchtigen Tag mitspielen: wir waren die Gastgeber, wir stellten unsere ehrwürdigen Gotteshäuser bereit und wir durften an prominenter Stelle mit dabei sein!

Am 23. März beschloss der in Berlin versammelte Reichstag mit Zweidrittelmehrheit, bei Gegenstimmen der Sozialdemokraten (93 +1)) und unter Ausschluss der kommunistischen Fraktion (81), das Hitlers diktatorischen Zielen so sehr dienende „Ermächtigungsgesetz“. Jene 444 Abgeordneten, die der Selbstentmachtung des Parlaments zustimmten, waren im großen Ganzen jene, die der Potsdamer Zeremonie in der Garnisonkirche beigewohnt hatten. Nicht zuletzt unter dem starken Eindruck des „Tags von Potsdam“ gaben die katholischen Bischöfe ihre früheren Unvereinbarkeitserklärungen auf und ließen ihren Sinneswandel durch Pressemeldungen Ende März bekanntmachen.⁹ Auch die Protestanten fühlten sich zu einem offiziellen Statement zugunsten der neuen Regierung gedrängt. In der Osterbotschaft der großen preußischen Landeskirche (11. April), die Millionen evangelische Christen zu Ostern hörten, hieß es: „Die Osterbotschaft von dem auferstandenen Christus ergeht in Deutschland in diesem Jahr an ein Volk, zu dem Gott durch eine große Wende gesprochen hat. Mit allen evangelischen Glaubensgenossen wissen wir uns eins in der Freude über den Aufbruch der tiefsten Kräfte unserer Nation zu vaterländischem Bewußtsein, echter Volksgemeinschaft und religiöser Erneuerung. (...) In der Überzeugung, dass die Erneuerung von Volk und Reich

⁹ Scholder, Die Kirchen , S. 320;

nur von diesen Kräften getragen und gesichert werden kann, weiß die Kirche sich mit der Führung des neuen Deutschland dankbar verbunden. Sie ist freudig bereit zur Mitarbeit an der nationalen und sittlichen Erneuerung unseres Volkes. Zur Ausrichtung dieses Dienstes bedarf die Kirche voller Freiheit für die Entfaltung ihres Lebens und ihrer Arbeit. Sie vertraut der Regierung, die uns die feierliche Zusicherung dieser Freiheit gegeben hat.“¹⁰ Aus historisch begründeter tiefer Sorge, in der Gunst bei dem neuen Alleinherrscher gegenüber ihrem konfessionellen Rivalen womöglich ins Hintertreffen zu geraten, mühten sich sowohl Katholiken wie Protestanten im Frühjahr 1933 nach Kräften, bei der neuen Regierung als wohlmeinende Verbündete gut Wetter zu machen. Hitler wusste von der historisch tief eingewurzelten deutschen Konfessionsrivalität, in der er ein deutsches Urübel schlechthin sah, und er verstand es, die beiden rivalisierenden Kirchen gegeneinander auszuspielen.

Nur einen Tag nach „Potsdam“ (22. März) lud der Gemeindegemeinderat der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisgemeinde auf Initiative der Deutschen Christen zum „vaterländischen Dankgottesdienst“ ein. Unverkennbar stand hinter diesem Projekt die Reichsleitung der DC, die mit dieser Großveranstaltung eine Art „kirchliches Potsdam“ inszenieren wollte, eine Versöhnung zwischen den altpreußisch-konservativen Kircheneliten und der seit Monaten anstürmenden deutschchristlichen Massenbewegung, einer innerkirchlichen Parallelbewegung zur Hitlerpartei, die sich die Eroberung der

¹⁰ Zit. n. Scholder, Die Kirchen, S. 299;

alten Kirche zum Ziel gesetzt hatte. Die Prachtkirche war an diesem Mittwoch überfüllt. Nach dem Orgelvorspiel zogen Formationen der SA und des Stahlhelms mit ihren Fahnen in das Gotteshaus ein. Zunächst ergriff der geschäftsführende Geistliche der Gemeinde, Pfarrer Georg Hauk, das Wort. Er sprach über „Volk und Gott“. Endlich beginne nun, so meinte er einen Tag nach der Potsdamer Zeremonie, das dichte Dunkel der letzten Jahre zu weichen. Wer mit Gott im Bunde stehe, so rief er aus, der zwinge schließlich auch die Hölle. Mit der „Hölle“ konnte nach Lage der Dinge eigentlich nur die soeben überwundene „Gottlosenrepublik“ von Weimar gemeint sein. Die versammelte Gemeinde in der überfüllten Kirche - es dürften an die 3 000 Besucher gewesen sein – stimmte Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ an. Anschließend predigte Pfarrer Joachim Hossenfelder, der 1. Reichsleiter der DC, über das Thema „Führer und Volk“. Er verglich in seiner deutschchristlichen Geschichtstheologie die Jugend der Befreiungskriege von 1813/15 mit derjenigen der Weltkriegszeit von 1914-18. Deren Hoffen und Sehnen sei nun endlich mit der nationalsozialistischen Machtübernahme in Erfüllung gegangen. Hossenfelder rief die evangelische Kirche dazu auf, bei dem jetzigen Aufbruch der Nation nicht abseits stehen zu bleiben. Tief beeindruckt notierte ein Besucher unmittelbar nach dem Gottesdienst: „Eben ist er [der Gottesdienst] vorüber, es ist 9 ½ Uhr, wir sind noch ergriffen von den gewaltigen Predigten der beiden Pfarrer. Eben so großartig war auch der Gesang des Kirchenchores u. die Lieder der Gemeinde ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘ und das

„Niederländische Dankgebet“. Alles haben wir sehr gut verstanden, auch zum Schluß das Glockengeläut. Wir hatten nur den einen Wunsch, mit dort zu sein u. all die Menschen zu sehen welche diesen Gottesdienst beiwohnen konnten. Dieser Gottesdienst war fast noch erhebender als der gestrige in Potsdam. Der Prediger hat uns allen aus den Herzen gesprochen mit den Worten „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung“. Nun wollen wir noch wünschen, dass Gott unsern herrlichen Führer Ad. Hitler noch weiter den richtigen Weg führt, ihn noch lange gesund erhält u. vor Gefahren schützt, dann können wir auch auf eine bessere Zukunft hoffen.“¹¹

Bereitwillige Anpassung, nicht selten Anbiederung an den „braunen Zeitgeist“ durch die etablierten kirchlichen Spitzenbehörden war die eine Seite protestantischen Verhaltens während der ersten Wochen und Monate nach dem 30. Januar. Es ist nicht eine unter den 28 Landeskirchen bekannt, die gegenüber der Hitlerregierung klar auf Distanz gegangen wäre. Man wollte mitschwimmen im großen Strom des „nationalen Aufbruchs“. Gewiss, es gab auch hier und da Besorgnisse wegen kirchlicher Unabhängigkeit, es gab Zögerliche, Skeptiker - aber bald schon sahen sie sich mitgerissen vom großen Strom des Aufbruchs, der vielen Zeitgenossen wie ein Wunder erschien. Ein Problem entstand den evangelischen Kirchen eher aus den eigenen Reihen, durch eine Glaubensbewegung, die sich Deutsche Christen nannte. Diese von jungen

¹¹ Vgl. den Bericht in dem Berlin-Charlottenburger Bezirksblatt „Der Westen“ vom 23.3.1933; Augenzeugenbericht: Dankschreiben des Bau- und Möbeltischlers Otto Baumbach aus Stadtilm (Thüringen) vom 22.3.1933 an den Küster Heinrich Hobohm, in: Archiv der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisgemeinde, Betr. Gottesdienste 1913-1935.

Pfarrern angeführte Bewegung schwoll von Monat zu Monat kräftig an. Im Zuge einer kirchlichen Machtergreifung sollten die Kirchen von unten erobert und in eine zentralisierte Reichskirche mit einem starken Führer an der Spitze, dem Reichsbischof, umgewandelt werden. Wie lange zuvor schon der inflationär gebrauchte und sakralisierte Volksbegriff wurde nun der Begriff der „Rasse“ zu einer übergeschichtlichen Größe erhoben und damit Bestandteil einer geglaubten göttlichen Schöpfungsordnung. Auf diese Weise war eine Vereinbarkeit von traditionell-christlichen Glaubenspositionen mit der NS-Weltanschauung hergestellt. Indem die DC für die Reinheit der deutschen „Rasse“ und für einen völkisch-christlichen oder „arteigenen“ Glauben kämpften, wirkten sie - nach eigener Überzeugung - für die Erhaltung der göttlichen Schöpfungsordnung.¹²

Zwei Wochen nach dem „Tag von Potsdam“ veranstalteten die DC ihre erste Reichstagung im Preußischen Herrenhaus an der Leipziger Straße, wo heute der Bundesrat tagt. Die Veranstaltung, auf der zum Auftakt als politischer Schirmherr der Mitbegründer der DC und NSDAP-Gauleiter Wilhelm Kube sprach, wurde vom Rundfunk übertragen. Kube, inzwischen auch Oberpräsident der Provinz Brandenburg, sicherte den Versammelten die Unterstützung der großen NSDAP-Fraktion im Preußischen Landtag bei der Umsetzung ihrer kirchenpolitischen Ziele zu. Der Friedenauer Pfarrer Siegfried Nobile sprach über „Kirchliches Führertum“. Er forderte die Ausbildung einer neuen

¹² Deutsche Christen: Doris L. Bergen, *Twisted Cross. The German Christian Movement in the Third Reich*, Chapel Hill/London 1996; Claus P. Wagners, „Gott sprach: Es werde Volk, und es ward Volk!“ Zum theologischen und geistesgeschichtlichen Kontext der Deutschen Christen in ihren unterschiedlichen Strömungen, in: Peter von der Osten-Sacken (Hg.), *Das missbrauchte Evangelium. Studien zur Theorie und Praxis der Thüringer Deutschen Christen*, Berlin 2002, S. 35-69;

Theologengeneration im Geist der völkischen Glaubensgemeinschaft. Wer Familie, Sippe, Rasse und Volk nicht als Grundgegebenheiten der Schöpfungsordnung anerkenne, dürfe nicht das Amt eines Theologen bekleiden. Kein „Jude“ und kein „Judenstämmling“, so meinte der Pfarrer schon vor Erlass des Arierparagraphen, dürfe das Amt eines Geistlichen oder Kirchenältesten ausüben. Ein anderer Berliner Theologe, Karl Themel von der Luisenstadtgemeinde, referierte über die „Vernichtung der Gottlosenbewegung“. Wir Christen, so versicherte Themel, begrüßten die „Reinigungs- und Säuberungsaktionen des Staates“. Den Kirchengemeinden wies Themel die Aufgabe zu, nun als „Zellen der Gesundung im kranken Volkskörper“ zu wirken.¹³ Einen vorläufigen Endpunkt erlangte die DC-Kircheneroberung mit den Kirchenwahlen vom 23. Juli 1933. Zur Wahl standen zwei Listen: Deutsche Christen und als kirchliche Opposition die Gruppe „Evangelium und Kirche“. Ungeachtet aller manipulativen Eingriffe durch Partei und Staat handelte es sich um eine geheime Wahl mit alternativen Wahlvorschlägen. Insgesamt erzielten die DC in Berlin 70 bis 75 Prozent aller Mandate. Pfarrer und Kirchenvolk hatten im Sommer 1933 ihr zukünftiges Geschick noch weithin selbst in der Hand. Es waren nicht so sehr politische Pressionen von außen durch NS-Staat und Partei, sondern fehlende Einsicht, fehlender Wille und Courage im Inneren, um die Vorstöße der DC als Gefahr zu erkennen und entschieden abzuwehren. Der Wahltriumph der DC vom Juli 1933 war deshalb so vollkommen, weil

¹³ Zur ersten Reichstagung der DC: Scholder, Die Kirchen, S. 365-369; Siegfried Nobiling, Kirchliches Führertum, in: Volk und Kirche (Schriftenreihe der Deutschen Christen, H. 4), Berlin 1933, S. 43-48; Karl Themel, Referat über „Sozialfragen“, in: ebd., S. 35-39.

große Teile der Pfarrer und des Kirchenvolks diese völkische Transformation wollten und weil die innerkirchlichen Abwehrkräfte so schwach waren. Es waren, so ist für das erste Halbjahr 1933 zu resümieren, teils begeisterte, teils nachgiebige Fraktionen in der Kirche, die von innen her den NS-Ideen Tür und Tor öffneten.¹⁴

Man wird fragen: Ja, machten sie denn alle mit bei der fatalen kirchlichen Selbstausslieferung an den braunen Zeitgeist von 1933? Nein, nicht alle – aber eben doch sehr viele! Und man muss schon lange suchen, um in der Region Berlin-Brandenburg kirchliche Gegenstimmen, Spuren von Opposition im ersten Halbjahr 1933 zu finden. Mitte April 1933, eine Woche nach Erlass des Berufsbeamtengesetzes, diskutierte eine Gruppe von Theologen um Pfarrer Gerhard Jacobi von der Gedächtniskirche einen Aufsatz des jungen Theologen Dietrich Bonhoeffer: „Die Kirche vor der Judenfrage“. Hier, in diesem Text, findet sich erstmals die später viel zitierte Aufforderung, dass die Kirche nicht allein den Opfern staatlichen Handelns verpflichtet sei, sondern dass sie in Extremfällen bereit sein müsse, „nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen“, also politischen Widerstand zu leisten. Dies waren in der sehr lutherisch-obrigkeitshörig geprägten Kirche ungewöhnliche, ja unerhörte Worte - sehr vereinzelt, kaum gehört, nicht befolgt.¹⁵ Nahezu zeitgleich sandte die Berliner Historikerin und Studienrätin Elisabeth Schmitz einen Hilferuf an den Bonner Theologen Karl

¹⁴ Gailus, Protestantismus und Nationalsozialismus, S. 116-122;

¹⁵ Vgl. Wolfgang Gerlach, Als die Zeugen schwiegen. Bekennende Kirche und die Juden, Berlin 1987, S. 55;

Barth. Es dränge sie „aus der tiefen Not der Zeit heraus“, ihm als gänzlich Unbekannte zu schreiben. „In meinem engsten Freundeskreis erlebe ich erschütternd schwer die Folgen der Judenverfolgung. (...) Aber die Kirche feiert Siegesfeste, feiert Ostern in der ‚Siegesstimmung, die augenblicklich durch unser deutsches Volk geht‘, wie es hier [in Hanau] in einer Predigt hieß u. sicher in tausenden ähnlich geheißten hat.“ Schmitz rief den renommierten Theologen dazu auf, unbedingt jetzt etwas zu tun, um die Gewissen wach zu rütteln.¹⁶

Der „Tag von Potsdam“ und die Kirchen – eine kirchenhistorische Sternstunde war das nicht. Am „Tag von Potsdam“ feierte und bejubelte eine Hälfte der Gesellschaft ihren „nationalen Aufbruch“, während die andere Hälfte der Gesellschaft im Begriff stand, ausgeschlossen, gefesselt, mundtot gemacht und vertrieben zu werden.¹⁷ Und die Kirchen spielten das böse Spiel der Exklusion mit, erfüllt von ebenso egoistischen wie trügerischen Hoffnungen, in dem entstehenden Gewaltstaat nun neuen Glaubensaufschwüngen entgegen zu gehen. Kirchlicherseits fiel in dieser historischen Stunde einem Mann eine besondere Schlüsselrolle zu – Otto Dibelius.¹⁸ Die Performance dieser Schlüsselfigur in der historischen Stunde „Potsdam 1933“ lässt sich kurz so zusammenfassen: ein großes freudiges „Ja“ und ein kleines, leicht überhörbares „Nein“. Das Verhalten des Generalsuperintendenten der Kurmark war von auffallender Ambivalenz bestimmt, wobei jedoch stets ein lautes „Ja“ sein in Nebensätzen

¹⁶ Manfred Gailus, *Mir aber zerriss es das Herz. Der stille Widerstand der Elisabeth Schmitz*, Göttingen 2010, S. 84 f.

¹⁷ Vgl. hierzu jetzt: Michael Wildt/Christoph Kreutzmüller (Hg.), *Berlin 1933-1945*.

¹⁸ Eine hinreichend kritische Biographie zu Dibelius fehlt. Beschönigend ist: Robert Stupperich, *Otto Dibelius. Ein evangelischer Bischof im Umbruch der Zeiten*, Göttingen 1989; Hartmut Fritz, *Otto Dibelius. Ein Kirchenmann in der Zeit zwischen Monarchie und Diktatur*, Göttingen 1998;

verstecktes kleineres „Nein“ übertönte. Der Aufforderung von Karl Barth im Vorfeld seiner Potsdamer Predigt, doch bitte bei dieser Gelegenheit die Stimme für die Mundtotgemachten zu erheben, kam er nicht nach. Während Hitlers politischer Ansprache in der Garnisonkirche saß er in der ersten Reihe, war beeindruckt. In seinen Stellungnahmen zum Judenboykott, die unmittelbar nach dem 1. April erschienen, äußerte Dibelius viel Verständnis für die antijüdischen Gewaltmaßnahmen. Nachdem er im Juni 1933 durch Staatskommissar Jäger von seinem Amt als Generalsuperintendent vorübergehend suspendiert worden war, sandte er Ende Juli ein erstaunliches 13seitiges Schreiben an den neu installierten preußischen Oberkirchenrat, der nun von DC-Führern beherrscht wurde. Es sei doch untragbar, so schreibt er, dass ein Generalsuperintendent in einer Kirche, die ein freudiges Bekenntnis zum neuen Staat abgelegt habe, als politisch unzuverlässig gelte. Er wies diverse Angriffe von DC-Führern gegen ihn entschieden zurück und erklärte, er wolle nun (26. Juli 1933) seine tatsächliche Haltung klarstellen. Hinsichtlich seiner politischen Einstellung während der Republikzeit sei ihm wenig vorzuwerfen. Schon seit seiner Studentenzeit habe er im Kampf gegen Judentum und Sozialdemokratie gestanden. Dieser Haltung sei er bis zu dieser Stunde immer treu geblieben. „Ich habe die Aufgabe und die Ehre gehabt, diesen Staat im Gottesdienst der Nikolai-Kirche in Potsdam am 21. März von der Kanzel her zu grüßen. Die Predigt ist gedruckt. Sie beginnt mit einer Parallele zwischen dem 4. August 1914 und dem 21. März 1933. Sie versucht, für die große Stunde das Evangelium freudig aber

auch ernst zu sagen. Sie bekennt sich zu einem Geist, der die Größe des Vaterlandes mit Entschlossenheit will. Nach dem Schluss des Gottesdienstes reichte mir der jetzige preußische Ministerpräsident Goering mit einem warmen Wort des Dankes die Hand. Ebenso der Reichsaußenminister.“ Der DC-Bewegung, so Dibelius, habe er zwar kritisch gegenübergestanden, zugleich aber habe er versucht, mit der „Bewegung in Fühlung“ zu kommen und ihr den Weg zu fruchtbarer kirchlicher Arbeit zu eröffnen. So habe er Wehrkreispfarrer Ludwig Müller, dem späteren DC-Reichsbischof, das große Referat auf dem diesjährigen kurmärkischen Kirchentag (Mai 1933) angeboten. Im Rhythmus und in den Zielen der DC habe er Vieles gefunden, „was meiner eigenen Art und meinen eigenen Zielen“ entspreche, namentlich „das Kämpferische“ und den Willen zu missionarischer Arbeit. Immer wieder, so Dibelius Ende Juli 1933, habe er sich die Frage vorgelegt, „ob meine Art der Arbeit dem Wollen der ‚Deutschen Christen‘ nicht derartig verwandt sei, dass ein gegenseitiger Streit weder innerlich berechtigt, noch kirchlich tragbar sei.“ Es sei dann der größte Schmerz seines Lebens gewesen, dass durch Einsetzung des Staatskommissars zwischen dem Staat, „dem ich mit freudiger Hingabe zu dienen bereit bin“, und der Kirche der Konflikt ausbrach, in dem er die Stellung der Kirche habe beziehen müssen. Dibelius wünschte nun Verständigung darüber, wie es mit der Fortführung seines Amtes weitergehen solle. Es dürfe doch nicht sein, dass die Agitation eines kleinen Kreises einen Generalsuperintendenten aus dem Amt entfernen und ihn auf Dauer diffamieren könne. Sein Angebot zur Mitarbeit in

der nunmehr DC-geführten Kirche blieb unerwidert. Nach einer mehr als halbjährigen Denkpause als Kurprediger in San Remo kehrte er gegen Jahresmitte 1934 nach Deutschland zurück und schloss sich der BK an.¹⁹

¹⁹ EZA, Bestand 50, Nr. 483, darin: Der Generalsuperintendent der Kurmark, Berlin-Steglitz, 26.7.1933 (gerichtet an den EOK und das provisorische Geistliche Ministerium), Bl. 65-71.